

Fünfzehntes Kapitel.

Brod und Salz.

Frau von Morcerf trat mit ihrem Begleiter unter das Gewölbe von Blätterwerk: dieses Gewölbe war eine Lindenallee, welche nach einem Treibhause führte.

„Nicht wahr, es war heiß im Salon, Herr Graf?“ sagte sie.

„Ja, Madame, und Ihr Gedanke, die Thüren und Läden öffnen zu lassen, ist ein vortrefflicher Gedanke.“

Als der Graf diese Worte vollendete, bemerkte er, daß die Hand von Mercedes zitterte.

„Doch Sie,“ sagte er, „mit diesem leichten Kleide und ohne ein anderes Schutzmittel um den Hals, als diese Scharpe von Gaze, Sie haben vielleicht kalt?“

„Wissen Sie, wohin ich Sie führe?“ sprach die Gräfin, ohne auf die Frage von Monte Christo zu antworten.

„Nein, Madame,“ antwortete dieser, „doch Sie sehen, ich leiste keinen Widerstand.“

„In das Treibhaus, das Sie dort am Ende der Allee erblicken.“

Der Graf schaute Mercedes an, als wollte er sie befragen, doch sie setzte ihren Weg fort, ohne etwas zu sagen, und Monte Christo blieb stumm.

Man gelangte in das Gebäude, das ganz mit herrlichen Früchten ausgeschmückt war, welche schon am Anfang des Juli unter dieser, stets auf Ersehung der bei uns oft fehlenden Sonnenhitze berechneten, Temperatur reiften.

Mercedes verließ den Arm des Grafen und pflückte an einem Rebstock eine Muskattraube.

„Nehmen Sie, Herr Graf,“ sprach sie mit einem

so traurigen Lächeln, daß man hätte können die Thränen am Rande ihrer Augen hervorbrechen sehen, „ich weiß wohl, unsere französischen Trauben sind nicht mit denen von Sicilien und Cypern zu vergleichen, doch Sie werden gegen unsere nördliche Sonne nachsichtig sein.“

Der Graf verbeugte sich und machte einen Schritt rückwärts.

„Sie schlagen es mir ab?“ fragte Mercedes mit zitternder Stimme.

„Madame,“ antwortete Monte Christo, „ich bitte Sie demüthigst um Entschuldigung, aber ich esse nie Muskat.“

Eine herrliche Pfirsich hing an einem, wie die Weinrebe, durch die künstliche Hitze des Treibhauses erwärmten Spaliere. Mercedes näherte sich der sammetartigen Frucht und pflückte sie.

„Nehmen Sie diese Pfirsich,“ sagte die Gräfin.

Doch der Graf machte dieselbe Geberde der Weigerung.

„Abermals!“ sprach sie mit einem so schmerzlichen Tone, daß man fühlen konnte, wie dieser Ton ein Schluchzen unterdrückte, „in der That, ich habe Unglück.“

Ein banges Stillschweigen folgte auf diese Scene, die Pfirsich war wie die Traube auf den Sand gefallen.

„Mein Herr Graf,“ sprach Mercedes, Monte Christo mit flehendem Auge anschauend, „es gibt eine rührende arabische Sitte, die auf ewig diejenigen zu Freunden macht, welche Brod und Salz unter demselben Dache getheilt haben.“

„Ich kenne sie, Madame,“ antwortete der Graf, „doch wir sind in Frankreich und nicht in Arabien, und in Frankreich gibt es eben so wenig ewige Freundschaften, als eine Theilung von Salz und Brod.“

„Doch sprechen Sie,“ sagte die Gräfin stammelnd und ihre Augen auf die Augen von Monte Christo heftend, den sie mit ihren beiden Händen am Arme faßte, „nicht wahr, wir sind Freunde?“

Das Blut floß zu dem Herzen des Grafen zurück, und er wurde bleich wie der Tod, dann stieg es von dem Herzen in den Schlund, überströmte seine Wangen, und seine Augen schwammen ein paar Sekunden lang im weiten Raume, wie die eines von einem Blendwerke getroffenen Menschen.

„Gewiß sind wir Freunde, Madame,“ erwiderte er, „warum sollten wir es übrigens nicht sein?“

Dieser Ton war so weit von dem entfernt, welchen Frau von Morcerf zu hören wünschte, daß sie sich umwandte, um einen Seufzer entströmen zu lassen, der einem Stöhnen glich.

„Ich danke,“ sprach sie und schritt vorwärts.

So machten Sie einen Gang durch den Garten, ohne ein einziges Wort zu sprechen.

„Mein Herr,“ sagte plötzlich die Gräfin nach zehn Minuten einer schweigsamen Wanderung, „ist es wahr, daß Sie so viel gesehen, so viele Reisen gemacht, so viel gelitten haben?“

„Ja, Madame, ich habe viel gelitten,“ antwortete Monte Christo.

„Aber nun sind Sie glücklich?“

„Allerdings,“ erwiderte der Graf, „denn Niemand hört mich klagen.“

„Und Ihr gegenwärtiges Glück hat Ihre Seele befänstigt?“

„Mein gegenwärtiges Glück kommt meinem vergangenen Unglück gleich.“

„Sind Sie nicht verheirathet?“ fragte die Gräfin.

„Ich verheirathet?“ entgegnete Monte Christo bebend, „wer konnte Ihnen dies sagen?“

„Man hat es mir nicht gesagt, aber man hat Sie wiederholt eine junge hübsche Person in die Oper führen sehen.“

„Es ist eine Sklavin, die ich in Constantinopel gekauft, Madame, es ist die Tochter eines Fürsten, aus

der ich meine Tochter mache, da ich keine andere Zuneigung auf Erden habe."

"Sie leben also allein?"

"Ich lebe allein."

"Sie haben keine Schwester . . . keinen Sohn . . . keinen Vater?"

"Ich habe Niemand."

"Wie können Sie so leben, ohne daß Sie etwas an das Dasein bindet?"

"Das ist nicht mein Fehler, Madame. In Malta hatte ich eine Geliebte, ich wollte sie heirathen, als der Krieg kam und mich wie ein Sturmwind fern von ihr führte. Ich hatte geglaubt, sie liebte mich hinreichend, um mich zu erwarten und sogar meinem Grabe treu zu bleiben. Bei meiner Rückkehr war sie verheirathet. Das ist die Geschichte von jedem Manne, der das Alter von zwanzig Jahren durchgemacht hat. Ich hatte vielleicht ein schwächeres Herz als die Andern, und litt mehr, als Andere an meiner Stelle gelitten haben würden."

Die Gräfin blieb einen Augenblick stehen, als bedürfte sie dieses Haltes um Athem zu schöpfen.

"Ja," sprach sie, "und diese Liebe ist Ihnen im Herzen geblieben . . . Man liebt nur einmal wirklich . . . Und Sie haben diese Frau nie wiedergesehen?"

"Nie."

"Nie!"

"Ich bin nicht in das Land, wo sie war, zurückgekehrt."

"Nach Malta?"

"Ja, nach Malta."

"Sie ist also in Malta?"

"Ich glaube."

"Und haben Sie ihr die Leiden vergeben, die sie Ihnen bereitete?"

"Ihr, ja."

„Doch nur ihr; Sie hassen immer noch diejenigen, welche Sie von ihr getrennt haben?“

„Ich, keines Wegs; warum sollte ich sie hassen?“

Die Gräfin stellte sich Monte Christo gegenüber; sie hielt noch ein Stück von der duftenden Traube in der Hand.

„Nehmen Sie,“ sagte Mercedes.

„Ich esse nie Muskat, Madame,“ erwiderte Monte Christo, als ob noch nie hievon unter ihnen die Rede gewesen wäre.

Die Gräfin schleuderte die Traube mit einer Geberde der Verzweiflung in das nächste Gebüsch.

„Unbeugsam!“ murmelte sie.

Monte Christo blieb so unempfindlich, als gälte der Vorwurf gar nicht ihm.

Albert lief in diesem Augenblick herbei und rief:

„Oh! meine Mutter, ein großes Unglück!“

„Was ist geschehen?“ fragte die Gräfin, und richtete sich, wie nach einem Traume zur Wirklichkeit erwachend, hoch auf; „ein Unglück sagst Du? In der That, es muß Unglück geschehen!“

„Herr von Billefort ist hier.“

„Nun?“

„Er kommt, um seine Frau und seine Tochter zu holen.“

„Warum dies?“

„Die Frau Marquise von Saint-Meran ist mit der Nachricht in Paris angelangt, Herr von Saint-Meran sei bei seiner Abreise von Marseille auf der ersten Station gestorben; Frau von Billefort, welche sehr heiter war, wollte dieses Unglück weder begreifen, noch glauben, doch Fräulein von Billefort errieth, so vorsichtig ihr Vater auch zu Werke ging, bei den ersten Worten Alles. Dieser Schlag traf sie wie der Donner, und sie sank ohnmächtig nieder.“

„Was ist denn Herr von Saint-Meran für Fräulein von Billefort?“ fragte der Graf.

Der Graf v. Monte Christo. IV.

„Ihr Großvater von mütterlicher Seite. Er wollte hierherkommen, um die Heirath von Franz und seiner Enkelin zu beschleunigen.“

„Ah!“ wirklich?“

„Franz hat nun Aufschub. Warum ist Herr von Saint-Meran nicht eben so gut auch der Großvater von Fräulein Danglars?“

„Albert! Albert!“ versetzte Frau von Morcerf im Tone zarten Vorwurfs, „was sagst Du da? Ah! mein Herr Graf, Sie, für den er so große Achtung hegt, sagen Sie ihm, daß er schlimm gesprochen habe!“

Und sie machte einige Schritte vorwärts.

Monte Christo schaute sie so seltsam und mit einem zugleich so träumerischen und von liebevoller Bewunderung erfüllten Ausdruck an, daß sie zurückkehrte.

Dann nahm sie seine Hand, drückte zugleich die ihres Sohnes und sprach beide vereinigend:

„Nicht wahr, wir sind Freunde?“

„Oh! Ihr Freund, Madame,“ erwiderte Monte Christo, „ich habe nicht diese Anmaßung, doch jedenfalls bin ich Ihr ehrerbietiger Diener.“

Die Gräfin entfernte sich mit unaussprechlich gepreßtem Herzen, und ehe sie zehn Schritte gemacht hatte, sah sie der Graf ihr Taschentuch an die Augen drücken.

„Sind Sie nicht einhellig, meine Mutter und Sie?“ fragte Albert erstaunt.

„Im Gegentheil, da sie mir in Ihrer Gegenwart gesagt hat, wir wären Freunde,“ antwortete der Graf.

Und sie kehrten in den Salon zurück, den Valentine und Herr und Frau von Villefort so eben verlassen hatten.

Es versteht sich von selbst, daß Morrel hinter ihnen weggegangen war.